



HARLAN COBEN

SUCHE
MICH
NICHT

THRILLER

GOLDMANN

Buch

Für Simon wird ein Albtraum wahr, als seine Tochter Paige von einem Tag auf den anderen verschwindet. Hinterlassen hat sie eine Botschaft, in der sie klarmacht, dass sie nicht gefunden werden will. Panisch begibt sich Simon auf die Suche, doch als er Paige im Central Park tatsächlich entdeckt, erkennt er seine Tochter kaum wieder: Die junge Frau ist völlig verstört und voller Angst. Sie flieht vor ihm, und Simon hat nur eine Chance, wenn er sie retten will: Er muss ihr in die dunkle und gefährliche Welt folgen, in deren Sog sie verloren ging. Und was er dort entdeckt, reißt ihn und seine gesamte Familie in einen Abgrund ...

Autor

Harlan Coben wurde 1962 in New Jersey geboren. Seine Thriller sind bisher in über 40 Sprachen übersetzt worden und erobern regelmäßig die internationalen Bestsellerlisten. Er wurde als erster Autor mit den drei bedeutendsten amerikanischen Krimipreisen ausgezeichnet – dem Edgar Award, dem Shamus Award und dem Anthony Award – und gilt als einer der wichtigsten und erfolgreichsten Thrillerautoren seiner Generation. Harlan Coben lebt mit seiner Frau und seinen vier Kindern in New Jersey.

Mehr zum Autor und seinen Büchern unter www.harlancoben.com.

HARLAN COBEN

Suche mich nicht

Roman

Deutsch
von Gunnar Kwisinski

GOLDMANN

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »Run Away« bei Gran Central Publishing, New York/Boston.

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2019
Copyright © der Originalausgabe 2019 by Harlan Coben
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe Juni 2019
by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe
GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagfotos: Getty Images / Xuanyu Han; ILINA SIMEONOVA / Trevillion Images
Redaktion: Anja Lademacher
TH · Herstellung: kw
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-22072-3
V004
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Lisa Erbach-Vance,
Literaturagentin der Extraklasse,
in Liebe und Dankbarkeit

EINS

Simon saß auf einer Bank im Central Park – in Strawberry Fields, um genau zu sein – und spürte, wie ihm das Herz brach. Das bemerkte natürlich niemand – zunächst jedenfalls nicht. Erst als die Fäuste flogen und zwei Touristen, ausgerechnet aus Finnland, zu schreien anfangen, während neun weitere Parkbesucher aus den unterschiedlichsten Ländern den ganzen abscheulichen Vorfall mit ihren Handys filmten.

Aber bis dahin sollte noch eine Stunde vergehen.

In Strawberry Fields gab es weder Erdbeeren, noch konnte man diesen knapp einen Hektar großen Parkabschnitt als »Feld« (Einzahl) bezeichnen, und »Felder« (Plural) traf die Sache schon gar nicht. Aber der Name spielte auch nicht auf eine aktuelle oder frühere Nutzung dieser Fläche an, vielmehr bezog er sich auf den Beatles-Song *Strawberry Fields Forever*. Strawberry Fields ist eine dreieckige Fläche im Central Park West auf Höhe der 72nd Street und ist dem Andenken John Lennons gewidmet, der direkt gegenüber im Dakota Building erschossen wurde. Das Herzstück der Gedenkstätte ist ein rundes Mosaik aus schwarzen und weißen Steinen, die in dessen Mitte ein einzelnes Wort bilden:

IMAGINE

Tief bestürzt blickte Simon vor sich hin, nur gelegentlich blinzelte er. Touristen strömten herbei und machten Fotos mit dem berühmten Mosaik – Gruppenbilder, Selfies, manche knieten sich auf die Steine, manche legten sich darauf. Wie an fast jedem Tag war der Schriftzug

IMAGINE mit frischen Blumen geschmückt, heute in Form eines Peace-Zeichens aus den Blütenblättern von roten Rosen, die seltsamerweise nicht wegwehten. Die Besucher warteten geduldig, bis sie an der Reihe waren – vielleicht weil es eine Gedenkstätte war – und dieses ganz besondere Foto machen konnten, das sie dann auf Snapchat, Instagram oder einer anderen von ihnen bevorzugten Social-Media-Plattform mit einem John-Lennon-Zitat posteten, zum Beispiel ein paar Zeilen aus einem Beatles-Song oder etwas aus jenem Lied, in dem alle Menschen in Frieden lebten.

Simon trug Anzug und Krawatte. Er hatte die Krawatte nicht gelockert, als er sein Büro im World Financial Center in der Vesey Street verlassen hatte, um hierherzukommen. Ihm gegenüber saß eine – wie nannte man sie heutzutage? Obdachlose? Berberin? Drogenabhängige? Psychisch Kranke? Bettlerin? – ganz nah am berühmten Mosaik und spielte für Kleingeld Beatles-Songs. Die »Straßenmusikerin« – vielleicht eine wohlwollendere Bezeichnung – schrammelte auf einer verstimmten Gitarre herum und krächzte mit gelben Zähnen etwas über Penny Lane, die »in her ears and in her eyes« sei.

Eine befremdliche oder zumindest komische Erinnerung schoss Simon durch den Kopf: Simon war ständig an diesem Mosaik vorbeigekommen, als seine Kinder klein gewesen waren. Paige musste etwa neun, Sam sechs und Anya drei Jahre alt gewesen sein, als sie von ihrem Apartment, das nur fünf Blocks von hier entfernt zwischen der Columbus Avenue und Central Park West an der 67th Street lag, regelmäßig über Strawberry Fields zur Alice-in-Wonderland-Statue am Ostrand des Parks spazierten. Was sonst fast nirgends auf der Welt erlaubt war, hier war es kein Problem. Kinder durften auf den gut drei Meter hohen Figuren von Alice, dem verrückten Hutmacher, dem weißen Kaninchen und ein paar scheinbar unpassenden Riesenpilzen herumklettern und -krabbeln. Und Sam und Anya liebten das, sie-

wuselten auf den Figuren herum, wobei Sam irgendwann immer zwei Finger in Alice' Bronze-Nasenlöcher steckte und Simon zurief: »Dad! Guck mal, Dad! Ich popel in Alice' Nase!«, woraufhin Sams Mutter Ingrid unweigerlich seufzte und leise »Jungs« murmelte.

Aber Paige, ihre Erstgeborene, war schon damals ruhiger gewesen. Sie setzte sich mit einem Malbuch und unbeschädigten Wachsmalstiften auf eine Bank – sie mochte es nicht, wenn ein Stift zerbrach oder sich die Papierhülle löste – und achtete penibel darauf, die vorgegebenen Linien auf keinen Fall zu übermalen, sich also an die vorgegebenen Grenzen zu halten, was auch im übertragenen Sinne typisch für sie war. Als sie älter war – fünfzehn, sechzehn, siebzehn –, setzte Paige sich oft auf eine Bank und schrieb Geschichten oder Liedtexte in ein Notizbuch, das ihr Vater im Papyrus-Schreibwarenladen an der Columbus Avenue für sie gekauft hatte. Allerdings setzte Paige sich nicht einfach auf irgendeine Bank. Wohl an die viertausend Bänke im Central Park waren durch hohe Geldspenden gewissermaßen »adoptiert« worden. Sie waren mit Plaketten versehen, meistens in Gedenken an irgendjemanden, so auch die, auf der Simon gerade saß:

IN GEDENKEN AN CARL UND CORKY

Paige fühlte sich aber besonders zu jenen Bänken hingezogen, die kleine Geschichten erzählten:

Für C&B, die den Holocaust überlebten, und in dieser Stadt ein
neues Leben anfangen ...

Für meinen Schatz Anne. Ich liebe dich, ich verehere dich, ich
himmle dich an.
Willst du mich heiraten?

An diesem Ort begann unsere Liebe am 12. April 1942 ...

Die Bank, die Paige allen anderen vorzog, auf der sie mit ihrem neuesten Notizbuch stundenlang saß – und das war vielleicht ein erstes Anzeichen gewesen? –, erinnerte an eine mysteriöse Tragödie:

Für die schöne Meryl, 19 Jahre alt.

Du hast etwas viel Besseres verdient und bist so jung gestorben. Ich hätte alles getan, um dich zu retten.

Paige war von Bank zu Bank gegangen, hatte die Inschriften gelesen und sich eine gesucht, die sie als Anregung für eine Geschichte nutzte. In dem Versuch, die Beziehung zu ihr zu vertiefen, hatte Simon probiert, es ihr nachzutun, er besaß jedoch nicht die Fantasie seiner Tochter. Er setzte sich dennoch zu ihr und las Zeitung oder fummelte mit seinem Handy herum, auf dem er die Weltmärkte checkte oder sich Wirtschaftsmeldungen ansah, während Paiges Stift über die Seiten flog.

Was war mit diesen alten Notizbüchern geschehen? Wo waren sie jetzt?

Simon hatte keine Ahnung.

Gnädigerweise endete *Penny Lane*, und die Sängerin/Bettlerin leitete direkt zu *All You Need Is Love* über. Ein junges Paar setzte sich neben Simon auf die Bank. Der junge Mann flüsterte deutlich hörbar: »Kann ich ihr auch Geld geben, damit sie aufhört?«, woraufhin seine Begleiterin kicherte. »Das ist ja, als würde man John Lennon noch einmal ermorden.« Einige Leute warfen ein paar Münzen in den Gitarrenkasten der Frau, die meisten blieben jedoch auf Abstand oder wichen mit einer Miene zurück, als hätten sie etwas gewittert, mit dem sie nichts zu tun haben wollten.

Aber Simon hörte ganz genau zu und hoffte, einen Anflug von Schönheit in der Melodie, dem Song, dem Text oder wenigstens in der

Vorführung zu entdecken. Er bemerkte weder die Touristen noch die Fremdenführer noch den Mann ohne Hemd (der besser eins hätte tragen sollen), der Wasserflaschen für einen Dollar verkaufte, den hageren Typen mit dem Unterlippenbärtchen, der für einen Dollar einen Witz erzählte (»Sonderangebot: 6 Witze für 5 Dollar«), die alte-Asiatin, die John Lennon zu Ehren Weihrauch verbrannte, die Jogger, die Hundeführer oder die Sonnenanbeter.

Aber in der Musik war keine Schönheit zu finden. Nirgends.

Simons Blick verweilte auf der jungen Bettlerin, die John Lennons Vermächtnis verstümmelte. Ihre Haare waren matt und verfilzt. Die Wangen eingefallen. Das Mädchen war spindeldürr, zerlumpt, dreckig, ramponiert, obdachlos, verloren.

Außerdem war sie Simons Tochter Paige.

* * *

Simon hatte Paige seit einem halben Jahr nicht mehr gesehen – seit sie das Unverzeihliche getan hatte.

Und Ingrid hatte an diesem Punkt gänzlich mit ihr gebrochen.

»Diesmal lässt du sie in Ruhe«, hatte Ingrid zu ihm gesagt, nachdem Paige aus der Wohnung gerannt war.

»Soll heißen?«

Und dann hatte Ingrid, die wunderbare Mutter, die fürsorgliche Kinderärztin, die sich ganz der Aufgabe verschrieben hatte, bedürftigen Kindern zu helfen, gesagt: »Ich will sie hier im Haus nicht mehr sehen.«

»Das ist nicht dein Ernst.«

»Doch, Simon. Bei Gott, das ist es.«

Monatelang hatte er Paige gesucht, ohne dass Ingrid etwas davon wusste. Manchmal war er systematisch vorgegangen, zum Beispiel, als er einen Privatdetektiv beauftragt hatte. Meistens hatte er es jedoch aufs Geratewohl versucht, war unter anderem planlos durch gefährliche,

drogenverseuchte Viertel gelaufen und hatte den Zuggedröhnten und Unappetitlichen dieser Stadt ihr Foto gezeigt.

Ohne Erfolg.

Paige hatte vor Kurzem ihren 21. Geburtstag gefeiert. (Aber wie? Mit einer Party? Einem Kuchen? Drogen? Hatte sie überhaupt gewusst, dass sie Geburtstag hatte?) Simon überlegte, ob sie womöglich aus Manhattan in die College-Stadt zurückgekehrt war, in der das ganze Elend seinen Anfang genommen hatte. Daher war er an zwei Wochenenden, an denen Ingrid Dienst und daher keine Gelegenheit hatte, allzu viele Fragen zu stellen, in den Norden hinaufgefahren und hatte sich im Craftboro Inn am College einquartiert. Er war auf dem Quad, der großen Grünfläche auf dem Campus, herumgelaufen und hatte daran gedacht, wie begeistert sie alle fünf – Simon, Ingrid, die zukünftige Studentin Paige, Sam und Anya – hier angekommen waren und Paige beim Einräumen ihres Zimmers geholfen hatten. Ingrid und er waren fast absurd zuversichtlich gewesen und hatten diese Uni mit den vielen, großen Grünflächen und den umliegenden Wäldern als echten Glücksgriff für ihre in Manhattan aufgewachsene Tochter betrachtet. Aber er erinnerte sich natürlich auch daran, wie diese Zuversicht allmählich abgenommen hatte und schließlich ganz verschwunden war.

Ein Teil von ihm – den er nie offenbarte und dessen Existenz er sich selbst nicht recht eingestand – hatte die Suche nach ihr schon aufgeben wollen. Das Leben war, wenn auch nicht besser, so doch zumindest ruhiger geworden, seit Paige weggelaufen war. Sam, der im Frühjahr seinen Abschluss an der Horace Mann School gemacht hatte, erwähnte seine große Schwester kaum. Er hatte sich auf seine Freunde, den Highschool-Abschluss und Partys konzentriert – und bereitete sich gerade auf sein erstes Jahr auf dem Amherst College vor. Und Anya, tja, Simon wusste nicht, was sie über die ganze Sache dachte. Sie sprach nicht mit ihm über Paige – und auch nicht über so ziemlich alles andere.

Ihre Reaktion auf seine Gesprächsversuche bestand häufig nur aus einem Wort, das wiederum meist nur aus einer Silbe bestand. Es gehe ihr »gut«, alles sei »'kay« oder eben »klar«.

Dann bekam Simon einen eigenartigen Hinweis.

Vor drei Wochen war er mit einem Nachbarn von oben, Charlie Crowley, Augenarzt mit eigener Praxis im Stadtzentrum, im Fahrstuhl nach unten gefahren. Nach kurzem Austausch der üblichen nachbarschaftlichen Höflichkeitsfloskeln hatte Charlie, der, wie fast alle Leute, auf die Anzeige neben der Fahrstuhltür blickte, die die Stockwerke herunterzählte, schüchtern und voller Bedauern gesagt, er »glaube«, Paige gesehen zu haben.

Simon, der auch auf die Anzeige blickte, hatte sich so beiläufig wie nur möglich nach Einzelheiten erkundigt.

»Das könnte, äh, im Park gewesen sein«, sagte Charlie.

»Sie ist durch den Park gegangen?«

»Nein, nicht direkt.« Sie hatten das Erdgeschoss erreicht. Die Tür glitt zur Seite. Charlie atmete tief durch. »Paige ... hat Musik gemacht, in Strawberry Fields.«

Charlie musste Simons verblüffte Miene gesehen haben.

»Sie wissen schon, äh, für Kleingeld.«

Simon spürte, wie etwas in ihm zerbrach. »Kleingeld? Wie ein ...?«

»Ich wollte ihr erst etwas geben, aber ...«

Simon signalisierte mit einem Nicken, dass es schon okay wäre und er bitte fortfahren sollte.

»... aber Paige war so weggetreten, dass sie mich gar nicht erkannt hat. Ich hatte Angst, dass sie es einfach für ...«

Charlie brauchte den Satz nicht zu beenden.

»Tut mir leid, Simon. Wirklich.«

Das war alles.

Simon überlegte, ob er Ingrid von der Begegnung erzählen sollte, hatte aber keine Lust auf die Konsequenzen, die das nach sich ziehen

würde. Stattdessen ging er in der Pause öfter mal nach Strawberry Fields.

Paige traf er nicht.

Er fragte ein paar der Straßenmusiker, die dort spielten, ob sie sie kannten, zeigte ihnen ein Foto von ihr auf dem Handy, bevor er ein paar Scheine in ihren Gitarrenkoffer warf. Ein paar sagten Ja und stellten weitere Einzelheiten in Aussicht, falls Simon den Betrag im Koffer erhöhte. Simon tat das, doch die versprochene Gegenleistung blieb aus. Die Mehrheit behauptete weiterhin, sie nicht zu kennen, und jetzt, da er sie leibhaftig vor sich sah, verstand Simon auch, warum. Es gab so gut wie keine körperliche Ähnlichkeit zwischen seiner einst hübschen Tochter und diesem ausgemergelten Klappergestell.

Doch wenn Simon so in Strawberry Fields saß – meistens vor einem fast schon auf irrwitzig komische Weise ignorierten Schild mit der Aufschrift:

RUHEZONE – KEINE VERSTÄRKER UND MUSIKINSTRUMENTE

– fiel ihm etwas Seltsames auf: Die Musiker, die alle recht abgerissen und verwahrlost wirkten, spielten nie gleichzeitig oder versuchten sich gegenseitig zu übertönen. Die Wechsel zwischen den Straßengitarristen erfolgten bemerkenswert reibungslos, fast immer zur vollen Stunde.

Als gäbe es einen Terminplan.

Eine Spende von fünfzig Dollar verhalf Simon zu einem Treffen mit einem Mann namens Dave, einem der zerlumptereren Straßenmusiker mit einem riesigen grauen Haarhelm, von Gummibändern zusammengehaltener Gesichtsbehaarung und einem geflochtenen Zopf, der bis zur Mitte des Rückens reichte. Dave, der sowohl ein stark verwitterter Mittfünfziger als auch ein jung gebliebener Siebzigjähriger hätte sein können, erklärte ihm, wie die Sache lief.

»Früher hat ein Typ namens Gary dos Santos ... kennen Sie ihn?«

»Der Name kommt mir bekannt vor«, sagte Simon.

»Ja, wenn Sie damals hier spazieren gegangen sind, Junge, Junge, dann erinnern Sie sich bestimmt an ihn. Gary war der selbst ernannte Bürgermeister von Strawberry Fields. Er war groß und kräftig. Hat hier zwanzig Jahre lang für Ruhe und Ordnung gesorgt. Und mit Ruhe und Ordnung meine ich totale Einschüchterung. Der Kerl war irre, verstehen Sie?«

Simon nickte.

»Dann ist Gary gestorben. 2013. Leukämie. Er war erst neunundvierzig. Und hier ...«, Dave zeigte mit dem fingerlosen Handschuh in die Runde, »... ist die Hölle losgebrochen. Ohne den Fascho herrschte plötzlich totale Anarchie. Haben Sie mal Machiavelli gelesen? So war das hier. Tag für Tag gab es Streit zwischen den Musikern. Territorialkämpfe, verstehen Sie?«

»Ich verstehe.«

»Dann haben sie versucht, sich selbst zu organisieren, aber Sie müssen sich nur mal umgucken – die Hälfte der Leute hier kann sich kaum selbst anziehen. Na ja, und wenn ein arschloch zu lange gespielt hat, hat das nächste einfach dageengehalten, dann haben beide angefangen zu schreien und vor den kleinen Kindern zu fluchen. Manchmal haben sie sich auch geprügelt, und die Polizei ist gekommen. Sie verstehen, was ich meine, oder?«

Simon signalisierte mit einem Nicken, dass er das tat.

»Das hat unserem Ruf geschadet, von der Geldbörse gar nicht zu reden. Aber dann haben wir gemeinsam eine Lösung gefunden.«

»Und wie sieht die aus?«

»Ein Terminplan. Stündlicher Wechsel von zehn Uhr morgens bis sieben Uhr abends.«

»Ehrlich?«

»Ja.«

»Und das klappt?«

»Nicht perfekt, aber ziemlich gut.«

Wirtschaftliches Eigeninteresse, dachte Simon, der Finanzanalyst. Eine Lebenskonstante. »Und wie reserviert man eine Zeit?«

»Per SMS. Fünf Leute spielen hier regelmäßig. Die kriegen die besten Slots. Die anderen können sich für die Zeiten dazwischen anmelden.«

»Und Sie managen den Terminplan?«

»So ist es.« Dave schwoll vor Stolz die Brust. »Wissen Sie, ich weiß, wie man das regelt. Ich achte zum Beispiel darauf, dass Hal nie direkt vor oder nach Jules spielt, weil die beiden sich schlimmer hasen als meine Ex-Frauen mich. Außerdem achte ich auch ein bisschen auf so etwas wie Diversität.«

»Diversität?«

»Schwarze, Tussis, Bohnenfresser, Schwuchteln, und wir haben sogar ein paar Orientalen.« Er breitete die Hände aus: »Wir wollen ja nicht, dass die Leute glauben, dass alle Penner männliche Weiße sind. Denn das ist ein wirklich übles Vorurteil, verstehen Sie?«

Simon verstand das. Er verstand auch, dass es wahrscheinlich hilfreich sein würde, Dave zwei halbe Einhundert-Dollarscheine zu geben mit dem Versprechen, dass er die anderen Hälften bekommen würde, wenn er ihm mitteilte, wann seine Tochter wieder hier spielte.

Heute Morgen hatte Dave ihm eine SMS geschickt.

Heute 11 Uhr. Aber das haben Sie nicht von mir. Ich bin keine Petze.

Dann:

Bringen Sie mir das Geld um 10. Um 11 bin ich beim Yoga.

Deshalb war er hier.

Simon setzte sich Paige gegenüber, fragte sich, ob sie ihn erkennen würde und was er machen sollte, wenn sie die Flucht ergriff. Im Prinzip

hielt er es für das Beste zu warten, bis sie fertig war, die paar Münzen und die alte Gitarre eingepackt hatte, und dann zu ihr zu gehen.

Er sah auf die Uhr. 11:58. Paiges Stunde näherte sich dem Ende.

Simon war im Kopf alle möglichen Sätze durchgegangen. Er hatte schon die Solemani-Klinik im Norden des Staats New York angerufen und einen Platz für Paige reserviert. Sein Plan sah folgendermaßen aus: Erzähl irgendwas, versprich alles, dränge, schmeichle, flehe, setze jedes Mittel ein, das erforderlich ist, um sie zum Mitkommen zu bewegen.

Ein anderer Straßenmusiker in ausgebleichter Jeans und zerfetztem Flanellhemd kam von Osten und setzte sich neben Paige. Als Gitarrenkasten verwendete er eine große schwarze Plastiktüte. Er tippte Paige aufs Knie und dann auf eine imaginäre Armbanduhr an seinem Handgelenk. Paige nickte und beendete *I Am The Walrus* mit einem ausgedehnten »goo goo g'joob«, riss die Arme in die Luft und rief der Menge, die ihr nicht zuhörte und schon gar nicht applaudierte, ein lautes »Vielen Dank!« zu. Sie raffte die wenigen Münzen und ein paar zerknitterte Ein-Dollar-Noten zusammen und legte die Gitarre überraschend vorsichtig in den Koffer. Diese einfache Bewegung – das Ablegen der Gitarre – traf Simon wie ein Schlag in den Unterleib. Simon hatte dieses Takamine-Instrument mit ihr zusammen bei Sam Ash an der West 48th Street gekauft und es ihr zum sechzehnten Geburtstag geschenkt. Er versuchte, die Emotionen wachzurufen, die mit dieser Erinnerung einhergingen – Paiges Lächeln, als sie die Gitarre von der Wand nahm. Ihre Miene, als sie die Augen schloss und sie ausprobierte, das Gefühl, als sie ihre Arme um seinen Nacken schlang und »Danke, danke, danke!« rief, als er ihr sagte, dass sie ihr gehöre.

Doch die Emotionen, so sie denn echt waren, wollten sich nicht einstellen.

Die grausame Wahrheit war, dass Simon das kleine Mädchen nicht mehr in ihr entdecken konnte.

Oh, er hatte es schon seit einer Stunde probiert. Jetzt versuchte er noch einmal, sie anzusehen und sich das Bild des engelsgleichen kleinen Mädchens vor Augen zu führen, das er zum Schwimmunterricht ins 92^Y in der 92nd Street gefahren hatte, das in den Hamptons auf Long Island in einer Hängematte gesessen hatte, während er ihr am verlängerten Labor-Day-Wochenende zwei komplette Harry-Potter-Bände vorgelesen hatte, das darauf bestanden hatte, ihr Freiheitsstatuenkostüm samt grüner Gesichtsfarbe schon zwei Wochen vor Halloween zu tragen, aber – und vielleicht war das ein Schutzmechanismus – es gelang ihm einfach nicht, auch nur eins dieser Bilder heraufzubeschwören.

Paige erhob sich schwankend.

Es ging los.

Also stand auch Simon auf der anderen Seite des Mosaiks auf. Sein Herz hämmerte in seiner Brust. Er spürte einen aufkommenden Kopfschmerz, als würde eine riesige Hand seinen Kopf umklammern und auf beide Schläfen drücken. Er sah erst nach links, dann nach rechts.

Er suchte ihren Freund.

Simon konnte nicht genau sagen, wie sie und damit seine ganze Familie in den Abwärtsstrudel geraten war, sah die Schuld aber bei diesem Freund. Ja, Simon wusste, dass eine Süchtige die volle Verantwortung für ihr gesamtes Handeln übernehmen musste, dass es einzig und allein ihre Schuld war und so weiter. Und die meisten Süchtigen (und damit auch ihre Familien) konnten lange Geschichten erzählen. Vielleicht lag der Ursprung der Sucht in der Schmerztherapie nach einer Operation. Vielleicht führten sie sie auf Gruppenzwang zurück oder behaupteten, dass ein einmaliges Experiment irgendwie zu mehr und Schlimmerem geführt hatte.

Irgendeine Rechtfertigung hatten alle parat.

Aber in Paiges Fall – nennen Sie es Charakterschwäche, schlechte

Erziehung oder was auch immer – schien das alles erheblich einfacher zu sein:

Es gab die Paige, die Aaron noch nicht kennengelernt hatte. Und es gab die heutige Paige.

Aaron Corval war Abschaum – unverkennbarer, primitiver Abschaum –, und wenn man Abschaum mit Reinheit vermischte, war die Reinheit für immer beschmutzt. Simon hatte nie begriffen, was sie in ihm sah. Aaron war zweiunddreißig Jahre alt, elf Jahre älter als seine Tochter. In unschuldigeren Zeiten hatte dieser Altersunterschied Simon beunruhigt. Ingrid hingegen hatte ihn mit einem Achselzucken abgetan, aber sie kannte solche Dinge von früher, aus ihren Zeiten als Model. Inzwischen war der Altersunterschied ihr geringstes Problem.

Von Aaron war nichts zu sehen.

Ein winziger Hoffnungsschimmer keimte in ihm auf. War Aaron endlich weg vom Fenster? Hatte dieses Übel, dieses Krebsgeschwür, dieser Parasit, der sich von seiner Tochter genährt hatte, sein Festmahl beendet und war zu einem kräftigeren Wirt gewechselt?

Das wäre zweifelsohne eine gute Nachricht.

Paige ging Richtung Osten zu dem Weg, der quer durch den Park führte. Sie schlurfte wie ein Zombie. Simon folgte ihr und machte sich bereit.

Aber was, fragte er sich, würde er tun, wenn sie sich weigerte mitzukommen? Das war nicht nur eine vage Möglichkeit, sondern das wahrscheinlichste Szenario. Simon hatte früher schon mehrmals versucht, ihr zu helfen, es war aber immer nach hinten losgegangen. Er konnte sie nicht dazu zwingen, mit ihm zu gehen. Das war ihm klar. Mithilfe seines Schwagers Robert Previdi hatte er sogar versucht, eine gerichtliche Einweisung für sie zu erwirken. Auch das hatte nicht geklappt.

Simon war jetzt direkt hinter ihr. Das abgetragene Sommerkleid hing schlaff an ihren Schultern. Die einst makellose Haut ihres Rückens

zeigte braune Flecken – Sonne? Krankheit? Misshandlung?

»Paige?«

Sie drehte sich nicht um, zögerte keine Sekunde, und einen Moment lang gab Simon sich der Hoffnung hin, dass er sich geirrt hatte, dass Charlie Crowley sich geirrt hatte, dass dieses ungepflegte, widerlich riechende Klappergestell mit der kaputten Stimme nicht seine Erstgeborene war, dass diese Frau nicht seine Paige war, dass sie nicht diejenige war, die als Teenager in der *Abernathy-Academy*-Aufführung von *Anatevka* die Hodel gespielt hatte, wobei sie den Duft von Pfirsichen und Jugend versprüht und dem Publikum mit dem Song *Abschied vom Elternhaus* das Herz gebrochen hatte. Simon hatte alle fünf Aufführungen gesehen, und in jeder einzelnen waren ihm die Tränen in die Augen getreten, und mindestens einmal wäre er fast in lautes Schluchzen ausgebrochen, als Paiges Hodel sich an Tevje wandte und sagte: »Papa, Gott allein weiß, wann wir uns wiedersehen«, woraufhin ihr Bühnenvater erwiderte: »Legen wir unser Schicksal in seine Hände.«

Er räusperte sich und näherte sich ihr weiter: »Paige?«

Sie ging langsamer, drehte sich aber nicht um. Simon streckte eine zitternde Hand aus. Sie wandte ihm immer noch den Rücken zu. Er legte ihr die Hand auf die Schulter, spürte nur trockene, von papierner Haut bedeckte Knochen, und startete einen weiteren Versuch:

»Paige?«

Sie blieb stehen.

»Paige, ich bin's, Daddy.«

Daddy. Wann hatte sie ihn das letzte Mal Daddy genannt? Seit er sich erinnern konnte, hatte sie Dad zu ihm gesagt, genau wie ihre beiden Geschwister, und trotzdem war ihm das Wort einfach rausgerutscht. Seine Stimme brach, und er hörte das Flehen darin.

Sie drehte sich immer noch nicht zu ihm um.

Dann rannte sie los.

Damit hatte er nicht gerechnet. Paige hatte bereits drei Schritte Vorsprung, als er endlich reagierte. Simon hatte in letzter Zeit viel in seine körperliche Verfassung investiert. Gleich neben seinem Büro war ein Fitnessstudio, und der Stress, den der Verlust seiner Tochter verursacht hatte – so sah er es, er hatte sie verloren –, hatte ihn in der Mittagspause in diverse Cardio-Fitness-Boxkurse getrieben, wo er wie besessen trainierte. Er stürzte los und hatte sie schon nach ein paar Schritten eingeholt. Er packte Paiges spindeldürren Oberarm – er hätte den dünnen Bizeps mit Zeigefinger und Daumen umfassen können – und riss sie zurück. Vielleicht hatte er etwas zu heftig zugepackt, aber der Sprung, der Griff, das alles war einfach ein Reflex gewesen.

Paige hatte versucht zu fliehen. Er hatte getan, was nötig war, um sie aufzuhalten.

»Au!«, schrie sie. »Lass mich los!«

Hier waren jede Menge Menschen, und Simon war sicher, dass sich einige von ihnen wegen ihrer Schreie bereits umgedreht hatten. Eigentlich interessierte ihn das nicht, es bedeutete lediglich, dass Eile geboten war. Er musste sie so schnell wie möglich von hier wegbringen, bevor sich ein guter Samariter fand, der Paige »retten« wollte.

»Schatz, ich bin's, Dad. Komm einfach mit, in Ordnung?«

Sie wandte ihm immer noch den Rücken zu. Simon drehte sie herum, sodass sie ihn ansehen musste, aber Paige hielt sich den Arm vor die Augen, als leuchtete man ihr mit einem grellen Scheinwerfer ins Gesicht.

»Paige? Paige, bitte, sieh mich an.«

Ihr Körper erstarrte, dann entspannte er sich plötzlich. Paige nahm den Arm herunter und blickte langsam auf. Wieder keimte Hoffnung in ihm auf. Ja, die Augen waren tief in den Höhlen versunken, und die Stellen, die weiß sein müssten, waren gelb, aber in diesem Moment – vielleicht zum ersten Mal – sah er kurz noch etwas anderes darin aufblitzen – Leben.

Zum ersten Mal erblickte er etwas von dem kleinen Mädchen, das er von früher kannte.

Als Paige zu sprechen begann, hörte er endlich einen Widerhall der Stimme seiner Tochter: »Dad?«

Er nickte. Er öffnete den Mund, musste ihn wieder schließen, weil er zu überwältigt war, versuchte es noch einmal: »Ich bin hier, um dir zu helfen, Paige.«

Sie fing an zu weinen. »Es tut mir so leid ...«

»Schon gut«, sagte er. »Das wird schon wieder.«

Er streckte den Arm aus, um seine Tochter an sich zu ziehen, in Sicherheit, als eine weitere Stimme die Luft im Park wie die Sense des Schnitters zerteilte.

»Was zum Teufel ...«

Verzweiflung breitete sich in ihm aus. Er blickte nach rechts.

Aaron.

Paige zuckte zusammen und wandte sich von Simon ab. Simon versuchte, sie festzuhalten. Sofort riss sie ihren Arm los, und der Gitarrenkoffer schlug gegen ihr Bein.

»Paige ...«, sagte Simon.

Doch der Anflug von Klarheit, den er vor wenigen Sekunden noch in ihren Augen gesehen hatte, zerbarst in tausend Stücke.

»Lass mich in Ruhe!«, schrie sie.

»Paige, bitte ...«

Sie versuchte, sich rückwärts zu entfernen. Wieder griff Simon verzweifelt nach ihrem Arm, als würde er von einer Klippe abrutschen und versuchen, mit der Hand einen Ast zu erwischen. Paige stieß einen durchdringenden Schrei aus.

Köpfe drehten sich in ihre Richtung. Viele Köpfe.

Simon ließ sie nicht los.

»Bitte, hör einfach zu ...«

Dann trat Aaron zwischen sie.

Als die beiden Männer sich Auge in Auge gegenüberstanden, versteckte Paige sich hinter Aaron. Aaron wirkte ausgemergelt in seiner Jeansjacke über dem schmutzigen weißen T-Shirt – der aktuelle Heroin-Chic, allerdings ohne Chic. Er trug zu viele Ketten, einen vermeintlich modischen Dreitagebart und Arbeitsstiefel, was immer dann besonders lächerlich wirkte, wenn sie jemand trug, der ehrliche Arbeit nicht einmal dann erkannte, wenn sie ihm in die Eier trat.

»Alles okay, Paige«, sagte Aaron, der Simon immer noch aalglatt grinsend ansah. »Geh einfach weiter, Puppe.«

Simon schüttelte den Kopf. »Nein, warte ...«

Doch es war, als würde Paige sich von Aarons Rücken abstoßen, so plötzlich rannte sie den Pfad entlang.

»Paige?«, rief Simon. »Warte! Bitte, lass uns ...«

Sie verschwand. Simon machte einen Schritt zur Seite, um ihr zu folgen, doch Aaron trat ihm in den Weg.

»Paige ist erwachsen«, sagte Aaron. »Sie haben nicht das Recht ...«

Simon ballte die Faust und schlug Aaron mitten ins Gesicht.

Er spürte, wie die Nase unter seinen Fingerknöcheln nachgab, und hörte die Knochen mit einem Geräusch brechen, als würde man mit einem Stiefel in ein Vogelnest treten. Blut floss.

Aaron ging zu Boden.

Im selben Moment fingen die beiden finnischen Touristen an zu schreien.

Simon kümmerte sich nicht darum. Er konnte Paige noch sehen. Sie bog links ab, verließ den Weg und verschwand zwischen den Bäumen.

»Paige, warte!«

Er wollte am auf dem Boden liegenden Mann vorbeilaufen und ihr folgen, doch Aaron bekam sein Bein zu fassen. Simon versuchte, sich loszureißen, sah dann aber, dass andere Menschen – wohlmeinende, aber unwissende Menschen – auf ihn zukamen. Es waren viele. Manche hatten ihre scheiß Smartphones in der Hand und nahmen das Ganze

auf.

Alle schrien auf ihn ein, dass er sich nicht bewegen solle.

Schließlich befreite er sich mit einem kräftigen Tritt, stolperte kurz, kam wieder auf die Beine und wollte dem Weg bis zu der Stelle folgen, an der Paige abgebogen war.

Aber es war zu spät. Die Menge hatte ihn erreicht.

Jemand sprang mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und versuchte, ihn zu Boden zu werfen. Simon riss den Ellbogen hoch. Der Angreifer stieß ein »Uff« aus, und seine Umarmung lockerte sich. Jemand anders umschlang ihn an der Hüfte. Simon streifte ihn ab wie einen Gürtel, während er immer noch hinter seiner Tochter herrannte, sich wie ein Footballspieler kurz vor der Endzone bewegte, der von gegnerischen Verteidigern verfolgt wurde.

Aber schließlich waren es zu viele.

»Meine Tochter!«, schrie er. »Bitte ... halten Sie sie auf ...«

In dem Tumult hörte ihn niemand, oder vielleicht achtete auch einfach niemand auf die Worte dieses gewalttätigen Irren, der so schnell wie möglich außer Gefecht gesetzt werden musste.

Ein weiterer Tourist stürzte sich auf ihn. Und noch einer.

Als Simon schließlich ins Fallen geriet, hob er den Blick und sah, dass seine Tochter wieder auf dem Weg war. Er schlug hart auf den Boden. Dann prasselten Schläge auf ihn ein, weil er versuchte, wieder aufzustehen. Viele Schläge. Die Ärzte, die später drei gebrochene Rippen, zwei gebrochene Finger und eine Gehirnerschütterung diagnostizierten, nähten ihn außerdem mit dreiundzwanzig Stichen.

Er spürte nichts von alledem, nur, wie sein Herz zerbrach.

Wieder warf sich jemand auf ihn. Er hörte Rufe und Schreie, dann war auch die Polizei mit von der Partie, drehte ihn auf den Bauch, drückte ihm ein Knie ins Kreuz, legte ihm Handschellen an. Er hob noch einmal den Blick und sah, dass Paige halb versteckt hinter einem Baum stand und das Geschehen betrachtete.

»Paige!«

Aber sie kam nicht zurück. Stattdessen verschwand sie, und Simon wurde bewusst, dass er sie wieder einmal im Stich gelassen hatte.

ZWEI

Die Cops ließen Simon eine Zeit lang bäuchlings mit hinter dem Rücken gefesselten Händen auf dem Asphalt liegen. Cop eins, eine schwarze Polizistin, auf deren Namensschild HAYES stand, beugte sich zu ihm herunter, informierte ihn mit ruhiger Stimme, dass er festgenommen sei, dann las sie ihm seine Rechte vor. Simon trat um sich, schrie und brüllte, dass jemand – wer auch immer – seine Tochter aufhalten sollte, während Hayes ihm einfach weiter seine Rechte vorlas.

Als sie fertig war, richtete sie sich auf und wandte sich ab. Aber Simon hörte nicht auf, hinter seiner Tochter herzuschreien. Niemand hörte ihm zu, vielleicht weil er völlig irre klang, also versuchte er, sich zu beruhigen und einen etwas höflicheren Ton zu wählen.

»Officer? Ma'am? Sir?«

Sie ignorierten ihn und nahmen Zeugenaussagen auf. Mehrere Touristen zeigten den Polizisten Videos von dem Vorfall, in denen er, wie Simon vermutete, keine gute Figur machte.

»Meine Tochter«, sagte er wieder. »Ich habe versucht, meine Tochter zu retten. Er hat sie gekidnappt.«

Der letzte Satz war im Prinzip eine Lüge, aber er hoffte, damit eine Reaktion zu provozieren. Sie blieb aus.

Simon drehte den Kopf nach links und rechts und suchte Aaron. Er war nicht zu sehen.

»Wo ist er?«, schrie er, und klang wieder völlig irre.

Schließlich sah Hayes ihn an. »Wer?«

»Aaron?«

Nichts.

»Der Kerl, den ich geschlagen habe. Wo ist er?«

Keine Antwort.

Der Adrenalinschub flaute langsam ab, und ein Übelkeit erregender Schmerz durchströmte seinen Körper. Endlich – Simon hatte keine Ahnung, wie viel Zeit inzwischen vergangen war – zogen Hayes und ein großer weißer Cop mit dem Namensschild WHITE ihn hoch und zerrten ihn hinter sich her zu einem Streifenwagen. Sie bugsiierten ihn auf die Rückbank, White setzte sich hinters Lenkrad und Hayes auf den Beifahrersitz. Hayes, die seine Brieftasche in der Hand hielt, drehte sich um und fragte: »Also, was ist geschehen, Mr Greene?«

»Ich habe mit meiner Tochter gesprochen. Ihr Freund ist dazwischengegangen. Ich habe versucht, um ihn herumzugehen ...«

Simon hörte auf zu reden.

»Und?«, hakte sie nach.

»Haben Sie ihren Freund festgenommen? Können Sie mir bitte helfen, meine Tochter zu suchen?«

»Und?«, wiederholte Hayes.

Simon war wütend, aber nicht verrückt. »Es kam zu einer Auseinandersetzung.«

»Eine Auseinandersetzung?«

»Ja.«

»Erzählen Sie davon. Schritt für Schritt.«

»Wovon soll ich erzählen?«

»Von der Auseinandersetzung.«

»Erzählen Sie mir erst, was mit meiner Tochter ist«, sagte Simon. »Sie heißt Paige Greene. Ihr Freund, der sie meiner Ansicht nach gegen ihren Willen festhält, heißt Aaron Corval. Ich wollte sie retten.«

»Mhm«, sagte Hayes. Dann: »Also haben Sie einen Obdachlosen geschlagen?«

»Der, den ich geschlagen habe, war der ...« Simon verstummte. Das brachte nichts.

»Wen haben Sie geschlagen?«, hakte Hayes nach.

Tennis, also hole ich dich ab. Hast du deine Sachen gepackt?«

»I have it.«

Das zierliche philippinische Au-pair-Mädchen kommt herein und stellt eine Sporttasche bereit, und Steen sieht ihr dankbar nach, als sie mit dem Abräumen beginnt.

»Danke, Alice. Jetzt komm, Gustav.«

»Alle anderen Kinder fahren mit dem Rad.«

Durchs Fenster sieht Steen den großen, schwarzen Wagen in die Einfahrt biegen und vor der Tür in den Regenpfützen halten.

»Papa, bitte, nur heute?«

»Nein, wir machen es wie immer. Da kommt das Auto. Wo ist Mama?«

8

Steen ist auf dem Weg die Treppe hinauf in den ersten Stock und ruft sie. Die hundert Jahre alte Patriziervilla hat fast 400 Quadratmeter, und er kennt jeden einzelnen Winkel, denn er hat sie selbst renoviert. Als sie das Haus kauften und einzogen, war es wichtig, massenhaft Platz zu haben, doch jetzt ist es zu groß geworden. Viel zu groß. Er sucht sie im Schlafzimmer und im Badezimmer, als er bemerkt, dass die Tür gegenüber nur angelehnt ist. Er zögert einen Moment, dann schiebt er die Tür auf und schaut in das Zimmer, das einmal seiner Tochter gehörte.

Seine Frau sitzt fertig angezogen auf der nackten Matratze des Bettes an der Wand. Er lässt den Blick durch das Zimmer wandern, über die leeren Wände und die Umzugskartons, die in der Ecke stehen. Dann sieht er sie wieder an.

»Der Wagen ist da.«

»Danke ...«

Sie nickt kurz, bleibt aber sitzen. Steen tritt ein und spürt die Kälte des Zimmers. Erst jetzt bemerkt er, dass sie ein gelbes T-Shirt mit ihren Händen umklammert.

»Bist du okay?«

Die Frage ist dumm, denn sie sieht nicht so aus, als wäre sie okay.

»Ich habe gestern das Fenster aufgemacht, und dann habe ich vergessen, es wieder zu schließen, und ich hab es eben erst gemerkt.«

Er nickt verständnisvoll, auch wenn ihr Satz keine Antwort auf seine Frage ist. Von weit unten aus der Diele können sie den Sohn rufen hören, dass Vogel gekommen sei, doch keiner von beiden reagiert.

»Ich kann mich nicht mehr an ihren Duft erinnern.«

Ihre Hände reiben den gelben Stoff des T-Shirts, und sie schaut darauf, als würde sie nach etwas suchen, was sich zwischen den Fäden des Stoffes versteckt.

»Ihr Duft ist nicht mehr da. Und auch nicht in den anderen Sachen.«

Er setzt sich neben sie.

»Vielleicht ist das gut so. Vielleicht ist es so am besten.«

»Warum sagst du das? Das stimmt doch gar nicht ...«

Er antwortet nicht und merkt, dass sie die harsche Erwiderung bereut, denn ihre Stimme wird sanfter.

»Ich weiß nicht, ob ich das kann ... Es kommt mir verkehrt vor.«

»Es ist nicht verkehrt. Es ist das einzig Richtige. Das hast du mir selbst gesagt.«

Der Sohn ruft wieder.

»Sie würde dir sagen, dass du rausgehen sollst. Sie würde sagen, dass es schon irgendwie gehen wird. Sie würde sagen, dass du krass gut bist.«

Rosa antwortet nicht. Einen Moment lang sitzt sie einfach nur mit dem T-Shirt da. Dann nimmt sie seine Hand, drückt sie und versucht ein Lächeln.

»Okay, super, bis gleich.« Der persönliche Assistent von Rosa Hartung drückt das Gespräch auf seinem Handy weg, als sie die Treppe in die Diele hinunterkommt.

»Bin ich zu früh? Soll ich das Königshaus bitten, mit der Parlamentseröffnung bis morgen zu warten?«

Rosa muss über Frederik Vogels Energie lächeln und denkt, dass er einen seltenen Kontrast im Haus schafft. Wenn Vogel in der Nähe ist, gibt es keinen Raum für Sentimentalitäten.

»Nein, ich bin fertig.«

»Gut. Dann gehen wir noch mal das Programm durch. Es sind eine Menge Anfragen gekommen – ein paar davon gut, ein paar vorhersehbar und boulevardmäßig ...«

»Das besprechen wir im Wagen. Gustav, vergiss nicht, dass heute Dienstag ist und Papa dich abholt, und ruf an, wenn irgendwas ist. Okay, mein Schatz?«

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)